

Insel Verlag

Leseprobe



Dammel, Gesine

Die Katze, die Weihnachten feiern wollte

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4666
978-3-458-36366-8

insel taschenbuch 4666
Die Katze, die Weihnachten feiern wollte



Denken Sie bloß nicht, Katzen würden kein Weihnachten feiern wollen – ganz im Gegenteil. Sobald es überall blinkt und glitzert, durchs Haus verführerische Düfte ziehen, gibt es viel Aufregendes zu entdecken: aus Weihnachtsbäumen werden Kratzbäume, aus Weihnachtsliedern Katzenmusik – und aus Geschenkverpackungen wunderbare Kisten zum Sich-Verstecken, denn auch besinnlichen Stunden mit ihren vier- und zweibeinigen Freunden sind unsere Samtpfoten keineswegs abgeneigt.

So findet eine Katze in der Weihnachtskrippe einer Kirche ein neues Zuhause und freundet sich mit einem Engel an; drei Kater nehmen das Fest der Liebe wörtlich und ein Schutzengel erscheint in Gestalt einer Katze. Davon und von vielem mehr erzählen die hier erstmals veröffentlichten Geschichten von Eva Demski, Tatjana Kruse, Christiane Rösinger, Andrea Schacht u. a.

*Die Katze,
die Weihnachten feiern wollte*

Die schönsten Geschichten zum Fest

Herausgegeben von Gesine Dammel

Insel Verlag

Erste Auflage 2018
insel taschenbuch 4666
Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Quellennachweise am Schluss des Bandes
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: zeromedia.net, München
Umschlagfoto: Camerique, Getty Images, München
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36366-8

INHALT

Karen Duve, <i>Weihnachten mit Thomas Müller</i>	7
Cleveland Amory, <i>Die Katze, die zur Weihnacht kam</i>	17
Herrad Schenk, <i>Adonis</i>	52
Petra Hartlieb, <i>Das Lächeln der Siegerin</i>	62
Christiane Rösinger, <i>M.</i>	70
Tatjana Kruse, <i>Ein Kater namens Rosa</i>	81
Norbert Silberbauer, <i>Findel</i>	89
Ilke S. Prick, <i>Rosa und die Musketiger</i>	101
Andrea Schacht, <i>Der Barockokoengel</i>	115
Thomas Montasser, <i>Das Lächeln der Duchess</i>	150
Ursula Naumann, <i>Die spanische Katze</i>	168
Eva Demski, <i>Malachiel</i>	177
Quellennachweise	188

KAREN DUVE
Weihnachten mit Thomas Müller

Ein Stern fiel vom Himmel, und niemand sah es außer einem Bären und einer Katze. Sie saßen auf dem Rand eines Brunnens, der vor dem Burger-King-Laden in der Hamburger Mönckebergstraße stand. Der Burger King hatte bereits geschlossen, weil Heiligabend war.

Der Bär hieß Thomas Müller und war kein richtiger Bär, bloß ein Stoffbär – noch dazu ein ramponiertes Exemplar, das um die Ohren herum reichlich abgeliebt und abgewetzt aussah. Als er die Sternschnuppe entdeckte, wünschte er sich, dass jemand kommen und ihn holen solle, denn er war ein verlorengegangener Bär. Er war mit der Familie Wortmann in einem Ford Kombi in die Stadt gefahren, mit Herrn Wortmann und Frau Wortmann und Marc Wortmann, der zwar erst sechs Jahre alt, aber trotzdem der Hauptverantwortliche für den Stoffbären war. Familie Wortmann kaufte alle Weihnachtsgeschenke immer erst auf den allerletzten Drücker. Sie mochten das, wenn es in den Geschäften richtig voll und hektisch war. Zuletzt waren sie ins Spiel- und Sporthaus Karstadt gegangen.

Marc Wortmann hatte Thomas Müller unter den Arm geklemmt, und irgendwann – vermutlich als Marc Wortmann die Turnschuhe mit dem integrierten Discolicht entdeckte – hatte er ihn fallen lassen und vergessen. So etwas kommt vor.

Der Bär hatte versucht, die Familie wieder einzuholen, aber er war schlecht zu Fuß, und nachdem er eine Stunde

lang durch die Mönckebergstraße geirrt war, ging er zum Taxistand und stieg in ein Taxi, auf dessen Kofferraum die Forderung TODESSTRAFE FÜR TAXIMÖRDER klebte.

»Servus«, sagte Thomas Müller zu dem Taxifahrer, »wären Sie wohl so freundlich, mich nach Hanstedt zu fahren, und zwar in die Dasselstraße 32, und auch für mich zu läuten? Ich reiche nämlich nicht bis an den Klingelknopf.« Der Taxifahrer drehte sich zu ihm um. Er hatte ein Gesicht wie aus einer Gemüsekiste.

»Das is 'ne Ferntour. Bei Ferntouren kassier' ich immer im Voraus.«

»Oh«, sagte Thomas Müller, denn er hatte nicht damit gerechnet, dass er für eine Taxifahrt bezahlen müsste. Er bekam bloß zwanzig Cent Taschengeld im Monat, und die steckte er immer in sein Sparschwein, weil er keine Kleider trug und in seinem Fell keine Taschen waren. »Könnten Sie mich nicht ausnahmsweise umsonst fahren?«

»Was?«, schrie der Taxifahrer. »Du hast gar kein Geld und willst mit mir nach Hanstedt?«

Er sprang aus seinem Auto und trommelte die anderen Taxifahrer, die hinter ihm gewartet hatten, zusammen. Gemeinsam zerrten sie Thomas Müller aus dem Auto und verpassten ihm eine Abreibung. Zum Schluss gab ihm einer noch einen Tritt, dass er im hohen Bogen in den Brunnen neben den Taxiplatz flog.

»Der macht bestimmt nie wieder Zahlungsschwierigkeiten«, sagten sie und lachten so böse, wie nur Taxifahrer böse lachen können. Der Bär konnte zum Glück schwimmen und zog sich wieder aus dem Brunnen her-

aus, wo er erst einmal erschöpft sitzen blieb. Aber es war sehr kalt, sein Fell war nass und wurde erst filzig, dann bildeten sich kleine Eiszapfen darin, und er fror am Brunnenrand fest. Es war ihm zu peinlich, jemanden um Hilfe zu bitten, weil alle Leute so beschäftigt und genervt aussahen, und darum saß er immer noch festgefroren auf dem Brunnenrand, als die Kaufhäuser dichtmachten und die Taxis weggefahren waren und alle Leute nach Hause gegangen waren, um Spekulatius zu essen und die letzten Geschenke einzupacken, falls die nicht schon von den Verkäuferinnen von Douglas eingepackt worden waren, die das ja viel besser können.

Zu allem Überfluss hatte Thomas Müller auch noch Wasser in die Ohren bekommen und hörte schlecht und hatte keine Finger, mit denen er sich hätte in den Ohren bohren können.

Dann, als der Himmel richtig dunkel wurde, war diese ziemlich gefährlich aussehende Katze aufgetaucht.

Es war eine Wanderkatze, und sie setzte sich einen Meter von Thomas Müller entfernt auf den Brunnenrand und starrte ihn aus phosphoreszierenden Augen an. Der Bär dachte, dass die Katze auf gar keinen Fall merken dürfe, dass er festgefroren und hilflos war, und darum schlenderte er mit den Beinen und pfiff sich eins. Dann räusperte er sich und sagte: »Ein nettes Plätzchen hier, nicht wahr? Und so bequem.«

Die Katze antwortete nicht und starrte ihn bloß weiter an. So saßen sie wieder eine Weile, Thomas Müller pfiff ab und zu, und dann fiel der Stern vom Himmel.

»Was hast du dir gewünscht?«, fragte Thomas Müller, nachdem er seinen Wunsch getan hatte. »Wenn man

eine Sternschnuppe sieht, kann man sich nämlich etwas wünschen.«

»Firlefanz«, fauchte die Katze, »was du da eben gesehen hast, war ein Meteorit, der in der Erdatmosphäre verglüht ist. Vielleicht war es auch nur ein Stück von einem Meteoriten. Jedenfalls gehen deswegen keine Wünsche in Erfüllung.«

»Ach so! Wie klug du bist«, sagte der Bär und war froh, dass die Katze endlich gesprochen hatte, und dachte: Was mag das bloß sein – Erdatmosphäre und Meteorit.

»Ich heiße übrigens Thomas Müller«, fuhr er fort, bemüht, das Gespräch nicht abbrechen zu lassen.

»Das passt! Genauso siehst du aus«, sagte die Katze.

»Wie heißt du denn?«

»Mein Alltagsname oder mein Geheimname?«, fragte die Wanderkatze zurück.

»Hast du denn zwei Namen?«

»Jedes Tier hat zwei Namen.«

»Ich auch?«, fragte Thomas Müller.

»Selbstverständlich.«

»Und wie ist mein Geheimname?«

»Das musst du selbst herausfinden«, sagte die Wanderkatze. Thomas Müller sah auf seine filzigen Füße mit den Eiszapfen daran. Dann sagte er: »Ich glaube, mit Geheimnamen heiße ich auch Thomas Müller.«

Sie schwiegen wieder eine Weile, bis der Bär die Katze noch einmal fragte: »Wie ist denn jetzt dein Name?«

»Nenn mich Panther. Panther, Kaiser über alle Wanderkatzen.«

»Oh, Sandra Kaiser, das ist aber ein schöner Name«,

sagte Thomas Müller, der immer noch Wasser in den Ohren hatte.

Die Katze seufzte, fand es aber unter ihrer Würde, das Missverständnis aufzuklären.

»Warum sitzt du hier eigentlich?«, fragte sie.

»Ich bin verlorengegangen. Aus Versehen.

So etwas kann schon mal passieren. Aber bald kommt jemand, um mich zu holen. Du wirst sehen, es dauert nicht mehr lange.«

»Wie lange sitzt du denn schon hier?«

»Fünf Stunden«, sagte Thomas Müller. Eine Träne lief über seine Plüschnase, blieb kurz an seiner Nase hängen und fiel auf seinen Fuß. Dann begannen seine Lippen zu bebhen, sein Maul zog sich in die Breite, und er schluchzte heftig los. »Und außerdem bin ich festgefroren«, presste er heraus.

»Du brauchst nicht zu weinen, bloß weil deine Leute nichts mehr von dir wissen wollen«, sagte Sandra Kaiser, »du kannst mit mir kommen.« Sie wetzte die rechte Zeigekralle am Brunnenrand, bedeutete dem Bären, dass er sich vorbeugen solle, und dann sägte sie sein Fell an den Stellen ab, an denen es angefroren war.

Thomas Müller sprang zu Boden. Er schnüffelte.

»Vielleicht holen sie mich morgen.«

»Niemals«, sagte Sandra Kaiser, »die sitzen jetzt vergnügt unterm Weihnachtsbaum und packen Geschenke aus und denken nicht mal an dich. Vermutlich haben sie gleich einen neuen Stoffbären gekauft, als sie gemerkt haben, dass du verlorengegangen bist. Einen mit Brummstimme und Klingel in der Pfote und ganz weichem Fell.«

»Ich will nach Hause«, schrie Thomas Müller und

schluchzte immer heftiger, »hier ist es so dunkel und so kalt, und außerdem bin ich gewohnt, regelmäßig alle zwei Stunden etwas zu essen. Brötchen mit Schokoladenflocken zum Beispiel oder Gewürzgurken.«

»Wo wohnst du denn?«, fragte die Katze. »Wenn es nicht zu weit ist, werde ich dich nach Hause bringen. Weißt du noch, aus welcher Richtung ihr gekommen seid?«

»Ich glaube, wir sind von rechts gekommen«, sagte der Bär, »aber vielleicht sind wir auch von links gekommen. Ist das wichtig?«

»Wie man's nimmt; wenn wir in die falsche Richtung gehen, dann müssen wir erst einmal rund um die Erde laufen, bevor wir zu dir nach Hause kommen.«

»Ist das weit?«

»Nicht sehr. Wenn wir bei den Chinesen sind, haben wir schon den halben Weg geschafft.«

»Das ist gut«, sagte Thomas Müller.

Sie marschierten los. Ein eisiger Wind pfiff ihnen entgegen. Als sie die Elbbrücken erreichten, fing es an zu schneien. Sie stemmten sich gegen Schnee und Wind, sträubten ihr Fell und kniffen die Augen zusammen. Es schneite immer heftiger, Luftwirbel heulten unheimlich in den dunklen Brückenbögen.

»Ich kann nicht mehr«, sagte Thomas Müller, »meine Pfoten sind schon ganz durchgewetzt. Gleich kommt Holzwolle raus. Ich bin völlig fertig.«

»Wer jammert, hat noch Reserven«, sagte Sandra Kaiser und ging einfach weiter.

Plötzlich tauchten zwei einsame Scheinwerfer auf und blendeten den Bären und die Katze. Ein Auto hielt neben

ihnen, und ein junger Mann beugte sich aus dem Fenster und sagte: »Wir fahren in die Stadt. Sollen wir euch mitnehmen?«

»Ja«, sagte Thomas Müller, »ich will nach Hanstedt.« Der Mann zog seinen Kopf wieder zurück und beriet sich kurz mit der Frau, die am Steuer saß. Dann beugte er sich wieder raus und sagte: »Da kommen wir zwar gerade her, aber wir drehen eben wieder um und fahren euch schnell hin.«

Er machte die hintere Tür auf, wo zwei Mädchen saßen, von denen das kleinere dick wie eine Made war. Thomas Müller und Sandra Kaiser stiegen ein und bedankten sich. »Ich bin Ulrike«, sagte die Fahrerin, »und das ist Oskar.«

»Ich bin ich«, sagte das ältere der Mädchen, »und der heißt gar nicht Oskar, sondern Olli.«

Das Madenkind schlief und sagte gar nichts.

»Dasselstraße 32«, sagte der Stoffbär, »aber ich sag's gleich, dass ich kein Geld hab'.«

Oskar und Ulrike sahen sich erstaunt an.

»Achtet einfach nicht auf ihn«, sagte die Katze, »mein Kumpel hatte einen ziemlich schweren Tag.«

Im Wagen war es mollig warm, und sie wurden schlafrig und dösten vor sich hin, bis Ulrike sich umdrehte und sagte: »Aufwachen, wir sind da.«

Sie bedankten sich artig und stiegen aus, und Oskar und Ulrike fuhren mit dem Madenkind und dem großen Kind wieder Richtung Stadt.

»Na gut, hier trennen sich dann also unsere Wege«, sagte Sandra Kaiser und sah sehr dünn, sehr grau und sehr einsam aus.

»Ich dachte, du kommst mit rein. Auf einen Kaffee oder so«, sagte der Bär.

»Nein, das geht nicht«, sagte die Katze, »schließlich bin ich eine Wanderkatze, schließlich bin ich Panther, der Kaiser aller Wanderkatzen. So ein Name verpflichtet.«

»Versteh' ich nicht«, sagte Thomas Müller, dem das Wasser im Ohr immer noch zu schaffen machte, »warum sollst du nicht mit hier wohnen können, bloß weil du Sandra Kaiser heißt?«

In diesem Augenblick ging die Haustür auf, und Frau Wortmann kam heraus.

»Seht nur, Thomas Müller ist wieder da«, rief sie. »Ich habe es doch gleich gewusst, als ich die Stimmen gehört habe.« Jetzt kamen auch Herr Wortmann und Marc Wortmann angerannt und riefen: »Thomas Müller ist wieder da. Thomas Müller ist wieder da.«

»Wir haben uns solche Sorgen gemacht«, sagte Frau Wortmann, »wir haben sogar die Polizei angerufen.«

»Ich habe mir die meisten Sorgen gemacht«, sagte Marc Wortmann und nahm Thomas Müller auf den Arm, »ich wäre nie mehr froh geworden.«

»Habt ihr schon angefangen, die Geschenke auszupacken?«, fragte der Stoffbär.

»Natürlich nicht«, sagte Frau Wortmann, »wir würden nie ohne dich anfangen.«

Jetzt entdeckten sie auch die Katze.

»Das ist Sandra Kaiser«, stellte der Bär vor, und alle gaben Sandra Kaiser die Hand, und dann gingen sie alle miteinander ins Haus hinein. Frau Wortmann wollte ihnen erst ein heißes Bad einlaufen lassen, aber Thomas

Müller sagte, dass er sich kräftig genug fühle, um gleich mit der Bescherung anzufangen.

Thomas Müller, Sandra Kaiser und Marc Wortmann mussten im Kinderzimmer warten, während Herr Wortmann im Wohnzimmer die Kerzen anzündete. Frau Wortmann schlich ihm hinterher und tippte ihm auf die Schulter: »Wir haben doch gar kein Geschenk für die Wanderkatze. Macht es dir etwas aus, mein Lieber, wenn du dieses Jahr ein Geschenk weniger bekommst und ich es dafür Sandra Kaiser gebe?«

»Aber überhaupt nicht«, sagte Herr Wortmann und gab seiner Frau einen Kuss, »du musst mir nur versprechen, dass es nicht gerade die Socken sind, denn auf die Socken habe ich mich schon so gefreut.«

Als alle Kerzen brannten, läutete Frau Wortmann mit der Glocke, und der Bär, die Katze und Marc Wortmann kamen aus dem Kinderzimmer gelaufen.

»Ist das wirklich und wahrhaftig für mich?«, fragte Sandra Kaiser, als Frau Wortmann ihr ein großes Geschenk in silbernem Glanzpapier in die Pfoten drückte. Dann fuhr sie die Krallen aus und fetzte das Geschenkpapier herunter.

»Pocahontas-Bettwäsche! Das habe ich mir schon immer gewünscht«, rief die Wanderkatze und zeigte allen die Bettwäsche mit dem Indianermädchen drauf.

Herr Wortmann war ein bisschen bedrückt, weil er auch sehr gern die Pocahontas-Bettwäsche bekommen hätte, aber seine Frau flüsterte ihm zu, dass sie nach Weihnachten ja noch einmal in die Stadt fahren und die gleiche Bettwäsche auch für ihn kaufen könnten. Thomas Müller hatte ein Polizeiauto bekommen und ein Schnipp-

Schnapp-Spiel. Marc Wortmann hatte die blinkenden Turnschuhe bekommen und fünf Wrestling-Figuren und einen Haufen anderer Sachen. Frau Wortmann hatte einen Kaktus bekommen und einen Werkzeugkoffer, und Herr Wortmann freute sich über Socken und ein Dosenhuhn und die Pocahontas-Bettwäsche, die demnächst noch dazukommen würde.

Nach dem Geschenkeauspacken setzten sich alle vor den Baum und sangen: »Vom Himmel hoch«, und dann aßen sie Printen und Marzipan und Dominosteine, bis ihnen schlecht wurde. Da gingen sie dann ins Bett. Sandra Kaiser schlief auf dem Sofa. Thomas Müller schlief mit im Bett von Marc Wortmann, weil Marc Wortmann sonst nicht einschlafen konnte.

Als Marc Wortmann eingeschlafen war, stand Thomas Müller noch einmal auf und ging ins Wohnzimmer und krabbelte zu Sandra Kaiser auf das Sofa.

»Darf ich mich an dich schmiegen?«, flüsterte der Bär.
»Meinetwegen«, knurrte die Wanderkatze.

Thomas Müller grub seine Nase in das Fell der Katze und schnüffelte.

»Du riechst so gut..«

»Ah so? Wonach denn?«, fragte Sandra Kaiser.

»Nach Panther«, sagte Thomas Müller und schlief ein.

CLEVELAND AMORY
Die Katze, die zur Weihnacht kam

1. Die Rettung

Niemanden, der je Eigentum einer Katze war, wird es verwundern, daß er selbst die unbedeutendsten Ereignisse, die im Zusammenhang mit seiner Katze passierten, sein ganzes Leben nicht vergißt. Zu diesen Erinnerungen gehört nicht zuletzt, wie sie beziehungsweise er ihm zum ersten Mal begegnete.

Als ich meine Katze das erste Mal sah, dachte ich nie, daß unser Zusammentreffen je etwas Denkwürdiges bekommen würde. Zunächst einmal sah ich sie nur undeutlich. Es schneite, und sie stand in einiger Entfernung von mir in einer engen Straße in New York. Und dann nahm das, was ich von ihr sah, mich ganz und gar nicht für sie ein. Sie war mager, sie war verdreckt, und sie war anscheinend verletzt.

Die Umstände unserer Begegnung entbehrten nicht einer gewissen Ironie: Es war Heiligabend, und inmitten der weihnachtlichen Stimmung bot die Katze ein Bild des Jammers. Ein Fremder würde es kaum glauben, aber New York kann, wenn es sich anstrengt, eine schöne Stadt sein. So war es auch an jenem Weihnachtsabend vor ein paar Jahren.

Einen wichtigen Beitrag leistete der Schnee: Schnee lag in den Straßen, und noch immer fielen dicke Flocken – ein seltener Anblick zu Weihnachten. Die weiße Pracht begann allmählich die vielen alltäglichen New Yorker

Mißlichkeiten wie Lärm und Dreck, üble Gerüche und Schlaglöcher zu dämpfen und zu überdecken. Die Christbäume und die Lämpchen und die weihnachtlich dekorierten Fenster, all das, was anderswo so gewöhnlich wirken kann, wirkte an diesem verschneiten Abend in New York einfach stimmig.

Ich möchte mich nicht zu der Behauptung versteigen, New York hätte das gleiche traute Bild wie damals Bethlehem geboten; aber es war doch um einiges von jener Weihnachtsstimmung entfernt, die eine berühmte Glückwunschkarte veranschaulicht, die eine New Yorker Kfz-Reparaturwerkstatt in jenem Jahr an alle ihre Kunden verschickte. »Fröhliche Weihnachten«, stand darauf zu lesen, »wünschen Ihnen die Jungs aus der Werkstatt – zweite Mahnung.«

Für mich persönlich jedoch schien gerade dieses Weihnachtsfest wenig Erfreuliches bereitzuhalten. Daß es bereits sieben Uhr war und ich noch immer in meinem Büro am Schreibtisch saß, sprach für sich. Der Verein zur Bekämpfung von Grausamkeit gegenüber Tieren, den ich ein paar Jahre zuvor gegründet hatte, war in Schwierigkeiten – offen gesagt, gilt das noch heute – und schien dem Ende nahe. Wir waren auf beinahe jedem Gebiet des aktiven Tierschutzes vehement engagiert, und obwohl wir dies zu Gehältern taten, die mit knapper Not zum Leben reichten – oder, wie die meisten von uns, überhaupt ohne Bezahlung –, konnte sich der Verein finanziell kaum über Wasser halten. Er hatte zwar gewisse Erfolge verbuchen können, doch seine großen Leistungen lagen noch im Schoß der Zukunft.

Sogar sein Name, Tierschutz-Fonds, hatte sich als eine

Enttäuschung erwiesen. Ich hatte ihn in einem, wie ich glaubte, Augenblick sublimster Inspiration gewählt, weil ich überzeugt war, seine bloße Erwähnung werde erkennen lassen, daß wir Geld gebrauchen konnten. Doch wie sich zeigte, hatte der Name mitnichten diese, sondern die gegenteilige Wirkung. Alle Leute dachten, wir hätten das Geld bereits.

Zu der Ebbe, die an diesem Heiligen Abend in der Vereinskasse herrschte, kam noch, daß es um meine eigenen Finanzen nicht zum besten bestellt war. Meine schriftstellerische Tätigkeit, mit der ich mir schon seit Jahren meinen Lebensunterhalt zu verdienen pflegte, wollte keine Früchte tragen. Ich verwandte so viel Zeit darauf, den Fonds flottzubekommen, daß ich den Ablieferungs-termin für ein Buch um vier Jahre überzogen hatte und mit zwei Zeitschriftenartikeln schon so viele Monate in Verzug war, daß mir halbwegs plausible Entschuldigungen ausgingen. Für den heutigen Tag hatte ich unter anderem geplant, mir eine Zeile von Dorothy Parker zu borgen und meinem Lektor zu erzählen, ich hätte mich wirklich bemüht, die Sache fertigzustellen, aber irgend jemand habe mir den Bleistift stibitzt.

Was mein Privatleben anging, ließ auch dieses einiges zu wünschen übrig. Vor kurzem geschieden, wohnte ich in einem kleinen Apartment, und obwohl ich nicht gerade ein Eremitenleben führte – ich hätte an diesem Abend zwischen mehreren Einladungen von Arbeitskollegen und sogar von Freunden wählen können –, fand ich doch, daß Weihnachten ein Fest ist, das man nicht mit Leuten aus dem Büro oder auch Freunden, sondern mit seiner Familie verbringen soll. Und meine Familie

bestand zu diesem Zeitpunkt aus einer einzigen, geliebten Tochter, die in Pittsburgh lebte und selbst eine Familie hatte, die sie vollkommen ausfüllte.

Ein Letztes kam dazu: Obwohl ich zeit meines Lebens, soweit ich mich überhaupt erinnern kann, und auch während meiner Ehejahre Tiere hatte und obwohl ich jeden Tag mit Tieren zu tun hatte, nannte ich kein einziges mein eigen. Für einen Tierfreund ist ein Heim ohne Tier überhaupt kein Heim. Trotzdem war ich überzeugt, daß es bei diesem Zustand bleiben werde. Ich war im Durchschnitt mehr als zwei Wochen pro Monat auf Reisen und beinahe so oft von zu Hause fort wie daheim. In meiner Situation ein Tier zu halten wäre unverantwortlich gewesen.

Ich war gerade von der erfreulichen Beschäftigung, dem fallenden Schnee draußen zuzusehen, zu der unerfreulichen Arbeit zurückgekehrt, die eingegangenen Rechnungen durchzusehen, als es klingelte. Draußen stand eine mit Schneeflocken bedeckte Frau; es war Ruth Dwork. Ich kannte Miss Dwork schon seit vielen Jahren. Sie war früher einmal Lehrerin gewesen und gehört zu den Leuten, die ein großes Herz für Tiere haben. Sie holt alle möglichen Geschöpfe von der Straße, von Hunden bis zu Tauben, und hat ihr Leben der »Armee der Helfenden«, wie ich sie getauft habe, verschrieben. Allerdings ist sie in dieser Armee kein einfacher Soldat – sie hält sie einsatzbereit. Deswegen habe ich sie immer Sergeant Dwork genannt.

»Fröhliche Weihnachten, Sergeant«, sagte ich. »Was kann ich für Sie tun?«